







CAL FLYN

Verlassene Orte

Enden und Anfänge in
einer menschenleeren Welt

Aus dem Englischen von
Milena Adam

NATURKUNDEN

*Für Rich,
der mich so unheimlich glücklich macht*

NATURKUNDEN N° 100
herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

INHALT

Anrufung: *Forth Islands* – Schottlands 7

Erster Teil

IN ABSENTIA

- 1 Das öde Land: *Five Sisters* – West Lothian – Schottland 21
- 2 Niemandland: *Pufferzone* – Zypern 43
- 3 Alte Felder: *Harju* – Estland 64
- 4 Nuklearer Winter: *Tschernobyl* – Ukraine 86

Zweiter Teil

DIE BLEIBENDEN

- 5 Stadtruinen: *Detroit* – Michigan – USA 109
- 6 Tage der Anarchie: *Paterson* – New Jersey – USA 130

Dritter Teil

DER LANGE SCHATTEN

- 7 Unnatürliche Selektion: *Arthur Kill* – Staten Island – USA 149
- 8 Der verbotene Wald: *Zone Rouge* – Verdun – Frankreich 168
- 9 Invasion der Aliens: *Amani* – Tansania 188
- 10 Ausflug zum Rose Cottage: *Swona* – Schottland 211

Vierter Teil

ENDSPIEL

- 11 Offenbarung: *Plymouth* – Montserrat 245
- 12 Sintflut und Wüste: *Saltonsee* – Kalifornien – USA 267

Anmerkungen und Quellennachweise 303

Danksagung 328 – Abbildungsverzeichnis 330 – Register 331

ANRUFUNG

Forth Islands — Schottland

In den Tunneln ist es kühl, nicht kalt wie draußen. Und dunkel, stockdunkel. Die Luft steht beinahe, aber nicht ganz – ein Hauch streift die Blätter, die in niedrigen Verwehungen am Rand liegen, wo Wände und Boden aufeinandertreffen. Vielleicht habe ich deshalb das nervenaufreibende Gefühl, nicht völlig allein zu sein.

Um zum Allerheiligsten vorzudringen, muss ich im äußeren Gang über die Kadaver von Möwen und Kaninchen steigen, die sich verirrt oder zum Sterben hierher verkrochen haben. Meine Schritte sind vorsichtig und ich versuche, möglichst nicht hinzusehen. Irgendwann, nachdem mir das vom Stein zurückgeworfene Aufblitzen der Taschenlampe einen Schrecken eingejagt hat, schalte ich sie aus und warte, bis meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt haben. Durch die angelehnte Metalltür dringt gerade genug Licht, dass ich die breiten Steinstufen erkennen und tiefer ins Innere der Festung vordringen kann.

Die einst weiß verputzten Wände sind jetzt schmutzig marmoriert sowie hier und da von dunklem Schimmelgrün überzogen. Bald allerdings ist es zu düster, um etwas zu erkennen. Obwohl ich mich selbst zur Ruhe mahne, spüre ich, wie mein Puls sich beschleunigt. An jeder Ecke, wo das Unbekannte finster und bedrohlich lauert, muss ich mich zum Weitergehen zwingen – ich atme ein, strecke die Finger nach der Wand aus, betaste sie. Ich rieche nassen Stein, Erde, Moder – Gruftgeruch. Als nichts mehr hilft, schalte ich die Taschenlampe wieder an.

Also doch: Ich bin nicht allein. Zumindest nicht ganz. Neben den grob behauenen Wänden erfasst der Lichtkegel zunächst einen dunklen Körper, dann noch einen. Ich finde drei, dicht gedrängt am Boden, die Flügel gefaltet wie Hände zum Gebet. Ich muss mich auf alle Viere in den Staub fallen lassen, um sie in allen Einzelheiten zu betrachten: die

komplexe Musterung der Flügelunterseiten – eine Schnitzarbeit in Ebenholz und Tiefbraun, durchzogen von schwachem Kupferglanz. Ruhende Schmetterlinge. Bald werden sie wach.

Das hier ist Inchkeith, eine Insel im Meeresarm Firth of Forth, gut sechs Kilometer vor Edinburgh. Seinerzeit war Inchkeith alles Mögliche: abgelegener Standort für eine »Prophetenschule«, später Quarantäneinsel für Syphiliskranke (die man dorthin verbannte, »bis Gott ihnen Gesundheit schenkte«), dann Pestkrankenhaus und sogar Gefängnisinsel, auf der das Wasser die Mauern ersetzte.

So abgelegt war sie, und doch immer in Sichtweite der schottischen Hauptstadt – ein felsiges Trugbild am Horizont –, dass sie angeblich die Fantasie des schottischen Königs James IV beflügelte, der Inchkeith, so heißt es, für sein berüchtigtes Sprachentzugsexperiment auserkor. Als Universalgelehrter mit rastlosem Geist setzte er sich intensiv mit den Wissenschaften der Renaissance auseinander, praktizierte sowohl Aderlass als auch Zähneziehen und versenkte riesige Summen in die Erforschung von Alchemie, dem menschlichen Flugvermögen und laut einem Chronisten aus dem 16. Jahrhundert auch in das Unternehmen, zwei Neugeborene und eine taube Amme nach Inchkeith zu bringen, in der Hoffnung, dass die Kinder abseits der schädlichen gesellschaftlichen Einflüsse die »göttliche Sprache« aus der Zeit vor dem Sündenfall zu sprechen lernen würden.

Aufgrund der extremen Isolation und unumkehrbaren sozialen Fehlprägung, denen die Kinder ausgesetzt waren, ging der Versuch als »das verbotene Experiment« in die Geschichte ein. Die Ergebnisse waren uneindeutig. »Manche sagen, sie sprachen gut Hebräisch«, berichtet der Chronist verschmitzt, »ich weiß ja nicht.« Andere erzählten von einem »viehischen Gestammel«. Die Auslegung hing wahrscheinlich davon ab, nach welchem Gott man Ausschau hielt.

Mit der Zeit wurde aus Inchkeith eine Inselfestung, die zu Kriegzeiten sporadisch von den Engländern gehalten wurde, und schließlich – nach großem Blutvergießen – von den Franzosen. Im Zweiten Weltkrieg waren über tausend Soldaten auf der nicht einmal einen Kilometer langen Insel stationiert, und Geschützstellungen wachten angespannt über die



Inchmickery, eine Insel im Meeresarm Firth of Forth (Schottland), ist ein wichtiger Brutplatz für Robben.

Forth-Mündung. Nach dem Waffenstillstandsabkommen wurde Inchkeith, das zu klein, zu schwer beschädigt und zu unzugänglich war, um in Friedenszeiten Beachtung zu erfahren, erneut verlassen.

Doch während die Insel in Vergessenheit geriet, stieg ihre ökologische Bedeutung. Bis in die Vierzigerjahre hinein war nur eine einzige dort nistende Seevogelart bekannt: die Eiderente. In den darauffolgenden Jahrzehnten jedoch ist die Insel zur Brutstätte von einem Dutzend weiterer Arten geworden, und noch mehr nutzen die Insel als Rastplatz. Im Frühsommer wimmelt die Felsküste nur so von Leben und ist vom Vogelkot kalkweiß, auf jedem Vorsprung drängen sich struppige Nester aus verrotteten Algen und gesprenkelte, direkt auf dem Fels abgelegte Eier, jede Spezies richtet sich im Relief des Lebens ein: Krähenscharben ruhen auf den gischtumtosten Felsen unten im Wasser, die glänzenden, schwarzweißen Lummen auf den unteren Stufen der Klippen, ein Stock-

werk höher die gnomenhaften Tordalken mit ihren gebogenen Schnäbeln, im Penthouse residieren die in elegantes Grau gekleideten Dreizehnmöwen – und permanent beschweren sie alle sich lauthals kreischend über ihre Nachbarn.

Wo einst das Weideland des Leuchtturmwärters war, nehmen dralle Papageientaucher mit ihren knallbunt gestreiften Schnäbeln leere Kaninchenbauten in Beschlag. Winterzaunkönige und Rauchschnäbel haben die ehemaligen Militärbauwerke eingenommen, die zusammensacken und aufplatzen wie fauliges Obst. Holunderdickicht wuchert aus den dachlosen Gebäuden, dicht gedrängt, wie um den bitterkalten Windstößen von der Nordsee zu trotzen.

Wenn das Wetter kühler wird, hieven sich Kegelrobben auf die algenüberwucherten Bootsrampen, um sich in der schwachen Sonne zu wärmen – Tausende von ihnen finden hier, mitten in der Fahrrinne, aus-



Verfallene Offiziersunterkünfte auf der nahegelegenen Festungsinsel Inchkeith.

reichend Zuflucht, um Junge zu bekommen. Ihr rehägiger Nachwuchs verbringt den Winter damit, im büscheligen Gras zu lümmeln, die Pfade entlang zu robben und die Ruinen zu erkunden. Ungefähr zur selben Zeit ziehen die Schmetterlinge und Motten, die wie Rauch über der Insel wabern, sich in die dunklen Tunnel zurück, die die Hänge durchziehen, um dort zu überwintern – blau schillernde Tagpfauenaugen, glänzende, wie gepanzert aussehende Zimteulen, oder Kleine Füchse, deren schartige Silhouetten an Muscheln erinnern. Einer zuckt mit dem Bein. Ich lasse sie in Frieden.

Ich spüre einen Luftzug, einen Hauch, der mir den Weg nach oben weist. Weit über mir erkenne ich einen Schimmer von Tageslicht. Ein schwaches, alkalisches Aroma nach Guano hängt in der Luft. Ich finde eine Tür, die halb zugerostet ist, sich aber noch öffnen lässt, und dann bin ich draußen, stehe wie eine Galionsfigur allein am äußersten Bug der Insel, und vom kreisrunden Krater der Geschützstellung, Überrest eines letzten verzweifelten Abwehrversuchs in einem längst vergangenen Krieg, blicke ich aufs Meer hinaus.

Der Wind fährt schnell durch leeren Raum: Mächtige Luftströme saugen mir den Atem aus den Lungen. Und in einer einzigen großen Woge, als wirbelnde Masse steigen die Vögel auf. Schreiend, kreischend, rasend auf der Suche nach mir, hier, auf dieser Insel, diesem verlassenen Ort.

* * *

In diesem Buch bereisen wir einige der unheimlichsten und menschenleersten Orte auf Erden. Ein Niemandsland zwischen NATO-Drahtzäunen, wo Passagiermaschinen nach vier Jahrzehnten der Verwahrlosung auf dem Rollfeld vor sich hin rosten. Eine arsenvergiftete Lichtung, auf der kein Baum mehr wachsen kann. Die um einen schwelenden Kernreaktor errichtete Sperrzone. Einen sterbenden Salzsee, an dessen verödeter Küste sich ein Strand aus den Skeletten von Fischen gebildet hat, die einst darin schwammen.

Diesen ungleichen Orten ist gemein, dass der Mensch sie verlassen hat, sei es aufgrund von Krieg oder Katastrophen, Krankheit oder wirt-

schaftlichem Niedergang. Die Natur hatte freien Lauf – und beschert uns unschätzbare Erkenntnisse über Lebensumwelten im stetigen Wandel.

Dies ist ein Buch über die Natur, jedoch keines, das vom Reiz des Ursprünglichen schwärmt. Das ist gewissermaßen der Not geschuldet. Weltweit können immer weniger Orte die Bezeichnung »unberührt« für sich beanspruchen. Jüngste Untersuchungen konnten Mikroplastik sowie gefährliche menschengemachte Chemikalien sogar im Eis der Antarktis oder auf dem Boden der Tiefsee nachweisen. Luftaufnahmen des Amazonasbeckens zeigen tief im Wald verborgene Erdwälle, die letzte Überreste ganzer Zivilisationen sind. Der menschengemachte Klimawandel droht, jedes Ökosystem, jede Landschaft auf diesem Planeten umzuformen, und langlebige künstliche Materialien haben der Geologie unauslöschlich unseren Stempel aufgedrückt.

Es ist nicht zu bestreiten, dass manche Orte davon relativ gesehen sehr viel weniger betroffen sind als andere. Was mich interessiert, ist jedoch nicht der Nachglanz unberührter Natur, während sie hinter dem Horizont verschwindet, sondern der schmale Silberstreif am Himmel, der vielleicht von einem neuen Morgen kündigt, einer neuen Wildnis, während weltweit immer mehr Land sich selbst überlassen wird.

In Teilen ist dieses Buch auch ein Nachsinnen über sich verändernde Demografien, da die Geburtenraten in der entwickelten Welt sinken und es die Landbevölkerung immer mehr in die Städte zieht. In beinahe der Hälfte aller Länder liegen die Geburtenraten mittlerweile unter dem Reproduktionsniveau; in Japan – wo die Bevölkerung Voraussagen zufolge bis 2049 von 127 Millionen auf 100 Millionen oder weniger fallen wird – ist bereits jede achte Immobilie verlassen, bis zum Jahr 2033 soll ein Drittel des Wohnbestands leerstehen (in Japan spricht man von *akiya*, Geisterhäusern.)

Das hängt teilweise auch mit der sich verändernden Landwirtschaft zusammen. Intensive Landwirtschaft ist – trotz zahlreicher ökologischer Nachteile – effizienter und erzielt auf weniger Fläche höhere Erträge. Riesige Mengen »randständiger« Anbauflächen, insbesondere in Europa, Asien und Nordamerika, dürfen zu einem wilderen Dasein zurückfinden. Heute gibt es etwa 2,9 Milliarden Hektar »Sekundärvegetation« (das heißt

verlassene Anbauflächen und Nutzwälder), das ist mehr als doppelt so viel, als es aktuell genutzte Kulturlflächen gibt. Bis zum Ende des Jahrhunderts könnte die Zahl auf 5,2 Milliarden Hektar ansteigen.

Wir befinden uns mitten in einem selbstgesteuerten Experiment zur Rückverwilderung. Das Verlassen von Orten ist Rückverwilderung im reinsten Wortsinn, da der Mensch sich zurückzieht und die Natur sich holt, was einst ihr gehörte. Solche Vorgänge haben im großen Maßstab völlig unbeobachtet stattgefunden, finden immer noch statt. Ich halte das für eine überaus aufregende Perspektive. »Die riesigen und weiterwachsenden Ausmaße sich erholender Ökosysteme weltweit«, so heißt es in einer kürzlich erschienenen Studie, »bieten nie dagewesene Chancen für ökologische Renaturierungsbemühungen, um ein sechstes Massensterben abzuschwächen.«

Während der Arbeit an diesem Buch wurden wir von einer globalen Pandemie überrollt. Während dieser Zeit machten im Internet weltweit Berichte über Wildtiere die Runde, die sich in die ausgestorbenen Siedlungen vorwagten, während die Menschen in ihren Häusern und Wohnungen festsäßen. Im walisischen Llanduno stürmten marodierende Banden von Wildziegen die Straßen, im japanischen Nara grasten Sikahirsche auf Verkehrsinseln, in Santiago schlichen Pumas durch die Gassen, und durch die leere Innenstadt von Adelaide hüpfen Kängurus.

Obwohl die Motive durchaus eindrucksvoll waren, zeigten viele der prominentesten Fotos Tierpopulationen, die ohnehin an den Rändern menschlicher Siedlungsgebiete leben (die Sikahirsche beispielsweise werden regelmäßig von Touristen gefüttert – und waren wahrscheinlich auf der Suche nach einem Leckerbissen). Sie bewiesen weniger, dass die Natur sich erholte, sondern vielmehr, dass sie sich aus ihrem Versteck herauswagte. Allerdings riefen sie uns ins Gedächtnis, wie sehr sich unsere eigene Einflussphäre selbst heute mit der nichtmenschlichen Welt überlagert und überkreuzt – und wie rasch Orte demnach von der Tierwelt kolonisiert werden, sobald der Mensch sie tatsächlich verlässt.

In den folgenden Kapiteln erzähle ich die Geschichten von zwölf Orten rund um die Welt, und jede beleuchtet einen anderen Aspekt der Rückeroberung vom Menschen verlassener Orte durch die Natur. Diese

Orte, die sich hinsichtlich Klima, Kultur und Geschichte stark unterscheiden, strahlen auf ihre ganz eigene Art Melancholie und Hoffnung aus: Sie zeigen uns, dass die Natur überall, ganz gleich wie groß die Zerstörung ist, einen Weg findet, aber auch, dass der menschliche Einfluss auf Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte wie ein Schatten auf diesen nicht mehr genutzten Flächen liegen wird.

Manche dieser Orte sind tatsächliche Inseln, manche sind es im übertragenen Sinne – Wildniselklaven in einem Meer aus Stein und Asphalt oder monokulturellen Anbauflächen. Die enormen Abraumhügel im schottischen West Lothian, denen wir im ersten Kapitel begegnen, wurden von der Ökologin Barbra Harvie als »Inselrefugialräume« des Lebens beschrieben, und von genau dieser Betrachtungsweise ist das ganze Buch geprägt.

Der erste Teil behandelt vier Orte, die versinnbildlichen, inwiefern die Abwesenheit von Menschen es Flora und Fauna erlaubt, sich zu erholen – in manchen Fällen deutlich schneller, als man erwarten könnte. Wir betrachten die grundlegenden Prozesse der ökologischen Sukzession, erwägen das gewaltige Potenzial verlassener Landstriche zur Kohlenstoffbindung und untersuchen, inwieweit humanitäre Krisen wie Krieg und atomare Katastrophen Sperrzonen hervorgebracht haben, die gewissermaßen als strikte Naturreservate dienen – erschreckenderweise wiegen die positiven Auswirkungen der Abwesenheit von Menschen schwerer als der durch Kontamination oder Verminderung angerichtete Schaden.

Definitionsgemäß hat verlassenes Land einmal irgendjemandem gehört. Meine Erwartung war, dass Menschen ausschließlich als Negativfaktor Eingang in die Geschichten dieser Orte finden würden, doch im Zuge meiner Reisen und Nachforschungen wurde mir zunehmend klar, dass an den allermeisten Orten doch noch Menschen leben – manche harren seit langer Zeit an einem Ort aus und weigern sich, ihn zu verlassen, andere sind erst später gekommen, haben das Land besetzt, weil sie den Beschränkungen der Gesellschaft entkommen wollten oder schlicht Wohnraum brauchten. Mir ging auf, dass dies ein Schlüsselement der Geschichte ist: die sozialen und ökonomischen Kräfte, die dazu führen,

dass Orte verlassen werden, und die psychologischen Kräfte, die auf jene wirken, die noch da sind – die standhaft blieben, als alle anderen gingen – oder neu dazukamen.

Sie zu ignorieren wäre, wie Henry James es einmal über seine eigenen Ruinenerkundungen schrieb, ein »herzloser Zeitvertreib«. Menschen, die in zu Großteilen verlassenen Gegenden wohnen – insbesondere in Detroit –, empfinden die Ästhetisierung ihrer Lage, also die Darstellung ihrer fotogenen Motive ohne sozialen Kontext, als eine Form des Voyeurismus oder sogar als »Verfallsporno«. Diese menschliche Komponente behandle ich vorrangig im zweiten Teil.

Der Neurowissenschaftler David Eagleman hat einmal davon gesprochen, dass wir drei Tode erleben würden: den ersten, sobald der Körper seine Funktion einstellt, den zweiten beim Begräbnis und den dritten in »dem Moment, irgendwann in der Zukunft, wenn der eigene Name zum letzten Mal ausgesprochen wird«. Der dritte Teil ist die Auseinandersetzung mit einer ganz ähnlichen Vorstellung: Der lange Schatten, den wir als Spezies auf die Erde werfen, als eine Art Nachleben. In diesem Abschnitt bereise ich Orte, an denen unser Vermächtnis lange nach unserem Verschwinden fortbesteht, Orte, die verdeutlichen, dass die Lage komplizierter ist, als es in der Floskel »wir gehen und die Natur kehrt zurück« zum Ausdruck kommt. Wir haben uns in die DNA dieses Planeten eingeschrieben, die Erde selbst mit der Menschheitsgeschichte durchzogen. Jeder Lebensraum enthält Rückstände seiner Vergangenheit. Jedes Waldgebiet ist ein Memoir aus Blättern und Mikroben, die sein »ökologisches Gedächtnis« bilden. Wir können lernen, es zu lesen und in der Welt, die uns umgibt, die Geschichte ihrer Entwicklung erkennen. In England beispielsweise entdeckt man so vielleicht die Geister uralter Wälder, die nicht mehr existieren, indem man nach schattenliebenden Spezies wie Hasenglöckchen, Salbei-Gamander, Geißblatt oder dem Weichen Honiggras Ausschau hält – einer Flora, die eigentlich auf schattengesprenkelten Lichtungen gedeiht und nun in Gärten und auf Grünstreifen gestrandet ist: Indikatorspezies, die auf die Vergangenheit verweisen. Ähnlich wie unsere eigenen Erinnerungen uns beeinflussen, haben sie Auswirkungen auf das Ökosystem der Gegenwart.

All das führt uns zum vierten Teil, der von der Erkundung zweier verlassener Orte handelt, die mir – und vielleicht auch Ihnen – erscheinen, als würden sie über ihre Gegenwart hinausweisen und uns einen Blick auf eine Zukunft erhaschen lassen, in der die Erderwärmung und andere menschliche Vermächtnisse eine ganz andere Welt hervorgebracht haben werden.

Zwei Jahre habe ich mit Reisen an Orte verbracht, an denen das Schlimmste schon passiert ist. Landschaften, die durch Kriege, Kernschmelze, Naturkatastrophen, Desertifikation, Vergiftung, Strahlung und wirtschaftlichen Zusammenbruch zerstört worden sind. Eigentlich hätte das hier ein düsteres Buch werden müssen, eine Litanei der schrecklichsten Orte auf Erden. Tatsächlich ist es eher eine Geschichte über Erlösung geworden, darüber, wie die am schlimmsten verschmutzten Orte des Planeten – zerbombt, erstickt unter Ölteppichen, kontaminiert von radioaktivem Niederschlag oder all ihrer natürlich Ressourcen beraubt – sich durch ökologische Prozesse wiederherstellen können, wie die kühnsten Ruderalpflanzen Wurzeln schlagen und Beton und Schutt genauso besiedeln wie Sanddünen, wie die Paletten ökologischer Sukzession sich verändern, wenn Moos zu Goldgras wird, zu bunt leuchtenden Mohnblumen und Lupinen, zu Sträuchern und schließlich zu Baumbedeckung. Eine Geschichte darüber, dass es an einem bis zur Unkenntlichkeit veränderten Ort, wo jede Hoffnung verloren scheint, vielleicht doch noch Potenzial für eine andere Form von Leben gibt.

